

DORIS UNZEITIG

PLASSEN
VERLAG

EINE
LEHRERIN
SIEHT ROT

MINI-MACHOS,
KULTUR-CLASH, GEWALT
IN DER SCHULE UND DAS
VERSAGEN DER POLITIK

Doris Unzeitig • Eine Lehrerin sieht Rot

Copyright 2019:

© Börsenmedien AG, Kulmbach

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Gestaltung Cover: Holger Schiffelholz

Gestaltung, Satz und Herstellung: Daniela Freitag

Lektorat: Karla Seedorf

Korrektur: Sebastian Politz

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86470-626-4

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
der fotomechanischen Wiedergabe und der Verwertung durch Datenbanken
oder ähnliche Einrichtungen vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

BÖRSEN  MEDIEN
AKTIENGESELLSCHAFT

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach

Tel: +49 9221 9051-0 • Fax: +49 9221 9051-4444

E-Mail: buecher@boersenmedien.de

www.plassen.de

www.facebook.com/plassenverlag

DORIS UNZEITIG

**EINE
LEHRERIN
SIEHT ROT**

**MINI-MACHOS,
KULTUR-CLASH, GEWALT
IN DER SCHULE UND DAS
VERSAGEN DER POLITIK**

PLASSEN
VERLAG

VORWORT	7
1. AUS DEN HÖHEN DER BERGIDYLLE IN DIE NIEDERUNGEN DER GROßSTADT	11
2. ERSTER KULTURSCHOCK	23
3. WARUM ALI KEIN GUTER NAME FÜR EINEN AFFEN IST	45
4. DIE SCHULE NEBEN DEM „SOZIALPALAST“	67
5. GEWALT VOR UND IN DER SCHULE	77
6. „UNTERRICHTEN STATT KELLNERN“	115
7. CASTINGSHOWS FÜR LEHRER	129
8. „ICH TÖTE IHN. ICH SCHNEIDE IHN AUSEINANDER!“	147

INHALT

9. IM TEUFELSKREIS AUS IGNORANZ UND EGOISMUS	167
10. KOPFTUCHMÄDCHEN UND MINI-MACHOS	187
11. MUSLIME SIND SO KLUG ODER DUMM WIE CHRISTEN	197
12. WENN ELTERN ZUR SCHULE GEHEN MÜSSEN	215
13. ERFOLG WIRD NICHT GESCHENKT, SONDERN ERARBEITET	227
14. ZURÜCK ZU RESPEKT, ANERKENNUNG UND KOLLEGIALITÄT	239
ENDNOTEN	251

VORWORT

SIE LESEN HIER von den Erlebnissen einer Lehrerin, die als Schulleiterin einer Berliner Brennpunktschule erfahren musste, dass es nicht ausreicht, mit dem Einsatz aller Kräfte der ihr gestellten Aufgabe gerecht werden zu wollen. Dazu bedarf es vielmehr eines verlässlichen Netzwerkes und tatkräftiger Unterstützung. Dieses Buch habe ich geschrieben, weil ich deutlich machen will, wie viele engagierte Lehrkräfte, Sozialpädagogen, Erzieher und Psychologen tagtäglich alle Hebel in Bewegung setzen, um die Rahmenbedingungen in Schulen und Kindertagesstätten zu verbessern. Sie bemühen sich darum, dass nicht nur die Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern das Bildungssystem erfolgreich durchlaufen, sondern dass jedes Kind eine faire Chance erhält, seine Anlagen so zu entwickeln, dass es als Erwachsener in unserer Gesellschaft ein selbstbestimmtes Leben führen kann.

In Berlin habe ich erleben müssen, wie in einer materiell sehr gut ausgestatteten Brennpunktschule durch ungeschickte Entscheidungen der Aufsichtsbehörden die der Anlage nach vorhandenen Möglichkeiten nicht genutzt, sondern verspielt wurden. Ich hatte den Vorteil, als eine aus dem österreichischen Schuldienst freigestellte Lehrerin mit größerer Distanz und Unabhängigkeit meine pädagogischen Prinzipien im Berliner Schulsystem durchsetzen zu können. Die den Schulleitern zugestandene Eigenverantwortlichkeit habe ich ernst genommen und versucht, mit den mir zur Verfügung gestellten finanziellen Mitteln gemeinsam mit dem Kollegium ein Schulentwick-

Eine Lehrerin sieht Rot

lungsprogramm zum Wohl der uns anvertrauten Kinder umzusetzen. Ich habe die traurige Erfahrung gemacht, dass es bei allen Entscheidungen der Leitungsebene in erster Linie darum ging, Interessen von Parteifreunden zu bedienen. Um bestehende Schwierigkeiten zu beseitigen, mangelte es immer wieder an der Unterstützung des Schulträgers oder der örtlichen Schulaufsicht. In Berlin gibt es gegenwärtig viele unbesetzte Schulleiterstellen, unter anderem weil die meisten erfahrenen Lehrkräfte, die für eine solche Position infrage kämen, wissen, dass sie kaum eine Möglichkeit haben, ihre pädagogischen Vorstellungen umzusetzen.

Verzweifelte Aufsichtsbeamte versuchen oft, alle problematischen Fälle unter Schülern und im pädagogischen Personal möglichst an einer Schule zu bündeln, um den anderen Schulen eine bessere Chance für erfolgreiche Arbeit zu ermöglichen. Statt die besten Kräfte dort einzusetzen, wo es die größten Schwierigkeiten gibt, verteilt man sie auf Schulen, deren soziale Bedingungen sowohl in Bezug auf Eltern wie Schüler einen größeren Erfolg erwarten lassen. Auch wurde und wird zu wenig Energie darauf verwandt, für eine bessere soziale Durchmischung der Schülerschaft zu sorgen und durch optimale Lernvoraussetzungen Brennpunktschulen für Kinder aus bildungsbewussten Elternhäusern attraktiv werden zu lassen. Dadurch wird einer Ghettoisierung Vorschub geleistet, die laut den politischen Statements der regierenden Parteien bekämpft werden soll – tatsächlich ist man jedoch zu feige, dies durchzusetzen.

Mein Dank gilt den engagierten Fachjournalisten – vor allem der Berliner Printmedien –, die versucht haben, mir die Unterstützung zu geben, die die Senatsverwaltung nicht leisten konnte oder wollte. Meine Entscheidung, der Berliner Schulsenatorin den Bettel vor die Füße zu werfen, führte unter anderem dazu, dass auf vermehrten öffentlichen Druck nach meiner Rückkehr nach Österreich in Berlin Veränderungen angestoßen worden sind: Der zuständige Staatssekretär wurde entlassen, die Bildungsministerin veranstaltete in meiner ehemaligen Schule eine Pressekonferenz und lobte endlich all die Projekte und Entwicklungen, um deren Verwirklichung wir uns in

Vorwort

den letzten sechs Jahren bemüht hatten, denen sie zuvor aber keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Dass heute jedes Kind im Ganztagsunterricht in Berlin unentgeltlich in der Schule essen darf, ist ebenfalls auf mein beharrliches Engagement zurückzuführen.

Besonderer Dank gilt Gerd Hoff, meinem akademischen Mentor, der mir den entscheidenden Impuls für meine interkulturelle Bildung gegeben hat. Er hat meinen Einsatz für die Schüler bei Bedarf mit Rat und Tat begleitet. Seine kritische Auseinandersetzung mit den sich mir stellenden Problemen hat mir zusätzliche Sicherheit gegeben.

Mit diesem Buch will ich nicht zuletzt meinen Kollegen in mittleren Leitungspositionen der Bildungsverwaltung Mut machen, für ihre Überzeugungen einzustehen und sich nicht durch politische Ränke unterkriegen zu lassen. Ihnen ist dieses Buch gewidmet. Meine Erfahrung ist, dass es auch in den vertracktesten Situationen häufig etwas zu lachen gibt und couragierter Widerstand im Interesse einer guten Sache doch noch zu einem guten Ende führen kann.

Zur Erleichterung der Lesbarkeit des Textes habe ich mich in der Regel auf das grammatische Geschlecht beschränkt.

Doris Unzeitig

AUS DEN HÖHEN DER BERGIDYLLE IN DIE NIEDERUNGEN DER GROSSSTADT

NUR 708 KILOMETER, aber ganze Welten liegen zwischen der Volksschule von Nußdorf am Attersee im Salzkammergut und der Spreewald-Grundschule in einem Problem-Kiez des Berliner Bezirks Schöneberg. Ich vertauschte einen behüteten Schulalltag in den oberösterreichischen Bergen mit einem Dienstort an einem sozialen Brennpunkt. Es war eine Reise aus der Idylle in den Dschungel.

Ich kam aus einer überschaubaren Dorfgemeinschaft mit 1.000 Seelen, in der ich Kinder von Bergbauern unterrichtet hatte, ebenso wie die von Hoteliers und Skilehrern. Meine tägliche Fahrt zur Arbeit war wie eine kleine Urlaubsreise und führte an den schönsten Seen des Salzkammerguts entlang. Um sieben Uhr morgens sah ich die Sonne hinter den hohen Bergen aufgehen. Der frische Morgentau ließ mich frösteln, aber spätestens nach der letzten Unterrichtsstunde um 13 Uhr schien mir auf dem Heimweg die Sonne ins Gesicht. Oft machte ich an einem der unzähligen Badeplätze halt und ließ mich von den Sonnenstrahlen wärmen. Im Winter übten die weißen Hänge am Nachmittag genauso viel Anziehungskraft auf mich aus wie zwischen April und September die vielen bunten Segelboote auf dem Wasser. Zeigte das Winterwetter sich einmal stürmisch, blieben

Kapitel 1

immer noch die kilometerlangen Loipen. Auf ihnen konnte ich mich an der bizarren Winterlandschaft erfreuen und mich sportlich betätigen. Ich tankte frische Luft und der Kopf wurde frei. So rüstete ich mich für die nächsten Schultage.

In der Spreewald-Grundschule und ihrem Umfeld stieß ich als Lehrerin und später als Schulleiterin auf soziale Armut, Drogenhandel, Prostitution und Kriminalität. Viele Einwandererfamilien leben dort. Diese Schule ist wohl typisch für die Schwierigkeiten im deutschen Bildungssystem und an deutschen Schulen: Lehrer wenden viel zu viel Zeit auf für Dinge, die mit ihrem eigentlichen Auftrag – Kindern das Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen – nichts oder wenig zu tun haben. Es fehlt an Geld und geeignetem Personal. Flegelhaftes Verhalten, Gewalt unter Schülern und gegen Lehrer, der – auch religiös bedingte – Kultur-Clash in den Klassenzimmern nehmen inakzeptable Ausmaße an. Dennoch habe ich gern in Berlin gelebt und gearbeitet, gerade auch an einer „Brennpunktschule“. Deren Kinder verdienen ebenso viel Engagement wie Schüler an einem Elitegymnasium. In Österreich hatte ich zwar nicht sehr viele Kinder mit Migrationshintergrund in meiner Schule, aber ein Problem, auf das ich in Berlin stieß, war mir nicht neu: das der Sprachbildung. Der Dialekt der Alpentäler weicht nämlich zum großen Teil erheblich von der österreichischen Hochsprache ab. Ich ging nach Berlin, um mehr darüber zu lernen, wie dort, in der angesagten Metropole, richtungsweisende Bildungsreformen angepackt werden. Wie zweisprachige Erziehung, die Integration von Kindern mit unterschiedlichen Hintergründen und Fähigkeiten funktionieren. Was es mit jahrgangsübergreifendem und ganztägigem Lernen auf sich hat.

2009 bot mir die Landeshauptstadt Linz an, an der Freien Universität Berlin in einem zweijährigen Zusatzstudium berufsbegleitend einen Master für Interkulturelle Erziehung zu erlangen. Für dieses Studium musste ich einen nicht unerheblichen Betrag aufbringen. Das konnte ich mithilfe von Freunden regeln. Offensichtlich brauchten die

Aus den Höhen der Bergidylle...

Berliner Geld. Es war mir recht, denn ich komme aus einem Land, in dem man seine akademischen oder halbakademischen Titel gern aufs Klingelschild schreibt. Mir gefiel der Gedanke, auch meinen Hauszugang einmal so verschönern zu können. Ursprünglich war ich nicht auf Dauer gekommen. Aber ich blieb, fast zehn Jahre lang. Ich wollte nicht weg aus Berlin. Im Sommer 2018 habe ich schließlich frustriert aufgegeben. Die Borniertheit der Berliner Politik, der tägliche Kampf gegen Windmühlen haben mich mürbegemacht. Meinen Weg zwischen Anspruch und Wirklichkeit, durch die Widerstände gegen eine kindgerechte Bildung möchte ich hier schildern.

Als ich nach Österreich zurückgekehrt war und das erste Foto von idyllisch grünen Bergwiesen und friedlich grasenden Kühen nach Berlin postete, war ich zwar glücklich. Ich konnte wieder frische Landluft statt Abgase einatmen. Doch ich war noch nicht angekommen. Zu groß war der Bruch zwischen Hast und Hektik, die nun hinter mir lagen, und dem fast vergessenen Gefühl, dass der Alltag außer Arbeit auch noch ein Privatleben bereithält. Noch hatte ich quirlige und schreiende Kinderstimmen im Ohr und die Gespräche in einem großen Lehrerkollegium, das sich tagtäglich aufs Neue den Veränderungen des Schulalltags stellen musste. Nicht zuletzt war ich es auch nicht mehr gewohnt, weniger als zwölf Stunden pro Tag zu arbeiten. In Berlin durfte ich nur an langen Sommertagen darauf hoffen, nach dem Dienst noch den blauen Himmel zu Gesicht zu bekommen. Groß war nach der Rückkehr nach Österreich daher anfangs meine Furcht, der Traum von einer neuen Balance zwischen Beruf und Freizeit könnte zerplatzen.

Weshalb habe ich mich vor zehn Jahren aus dem beschaulichen Alltag der Bergdörfer des Salzkammerguts in die Niederungen Berlins und Brandenburgs aufgemacht? Der Alltag war mir zu eintönig und zu wenig aufregend geworden, es bot sich kaum Neues. Die Rahmenbedingungen waren allerdings im Vergleich zu den Berliner Verhältnissen geradezu ideal. Ich hatte genügend Zeit, meinen Unterricht ideenreich und pädagogisch-nachhaltig zu gestalten. Ich

Kapitel 1

konnte den Kindern nicht nur Wissen vermitteln, sondern sie zum Nachdenken und zu eigenständigem Kenntniserwerb anregen. Lernen mit allen Sinnen war mir dabei das Allerwichtigste. Es ging nicht darum, einen Buchstaben stupide schreiben zu lernen, nein, dieser Buchstabe musste von den Kindern erlebt werden.¹

Nebenher musste ich immer wieder für einen altersgerechten Wechsel von Anspannung und Erholung sorgen, dem kindlichen Bewegungsdrang Rechnung tragen und auf individuelle Bedürfnisse eingehen. In der oberösterreichischen Volksschule sprach damals noch niemand von Inklusion. „Im Bildungsbereich bedeutet Inklusion, dass allen Menschen auf Grundlage der Chancengleichheit das Recht auf höchstmögliche Bildung zusteht.“²

Es war deutlich, dass Lena supertoll singen konnte und meist die Rechenkönigin wurde. Dafür war Max einzigartig, wenn es darum ging, die ersten Sätze zu lesen. Während sich die meisten seiner Mitschüler mit dem Zusammenziehen der Laute zu einfachen Wörtern plagten, konnte er ganze Sätze schon flüssig vorlesen. Klar, dass er nicht die gleiche Lese-Hausaufgabe wie seine Mitschüler bekam. Die Arbeitsaufträge entsprachen dem Leistungsniveau der Schüler, so dass sich keiner langweilte, jeder sich anstrengen musste und am Ende eines Schultages das Gefühl hatte, gefordert worden zu sein. Meine Aufgabe war es – und nur so kann Lernen erfolgreich sein –, die Kinder zu ermutigen, Fragen zu stellen, und sie bei der Suche nach Antworten zu unterstützen.

„Ach, so eine Reformpädagogin“, werden Sie jetzt vielleicht denken – aber ich halte mich für das genaue Gegenteil. Zwar bin ich auch amtlich beurkundete Montessori-Pädagogin, doch es sind nicht die Methoden und die Materialien von Maria Montessori, die mich zu einer verantwortungsbewussten Lehrkraft gemacht haben. Dass mir die Bildung der mir anvertrauten Kinder so am Herzen liegt, hat mit meinem beruflichen Ehrgeiz und meiner Liebe zu den Kindern zu tun. Sie verdienen es, sich tagtäglich voll und ganz für sie einzusetzen, um ihnen eine spannende, erlebnisreiche Schulzeit zu ermöglichen. In der Schule sollen sie lernen, sich Themen zu erarbeiten und

Aus den Höhen der Bergidylle...

ein technisch-naturwissenschaftliches Grundverständnis zu entwickeln. Sie sollen moralische Orientierung erhalten, ihren Körper trainieren und Freude an der Bewegung haben, künstlerisch-kreativ mit Sprache, Musik und Materialien umgehen, im Umgang mit Mitschülern und Lehrkräften sozial kompetent werden und ihre Ausdrucks- und Kommunikationsfähigkeit verbessern. Hierzu zählt auch der immer bedeutsamer werdende korrekte Einsatz von Medien. Wer gelernt hat, wie man etwas lernt und durch Training seine Fähigkeiten stetig verbessert, der kann seinen Alltag meistern und sich theoretisches und praktisches Wissen und Können aneignen. Doch dazu müssen die Kinder von Anfang an ihren eigenen Kräften vertrauen und für sich selbst verantwortlich handeln. Sie müssen soziale Beziehungen zu ihren Klassenkameraden aufbauen und Verantwortungsbewusstsein in Bezug aufeinander lernen. Das sind Kompetenzen, die in jedem Job als wichtige Grundlage für Teamwork gelten. Zusammenfassend gesagt: „Der Anspruch der Berliner Schule ist es, jede Schülerin und jeden Schüler individuell zu fördern und stärker die unterschiedlichen Voraussetzungen und Bedürfnisse zu berücksichtigen. Deshalb stützen sich die Lehrer in der Schulanfangsphase auf folgende Annahmen: Jedes Kind hat schon vor Schuleintritt vieles mit Erfolg gelernt. Jedes Kind will lernen. Kinder sind aktive Konstrukteure ihres Wissens und Könnens. Jedes Kind geht beim Lernen seinen eigenen Weg. Jedes Kind benötigt für sein Lernen seine Zeit und passende Angebote.“³

Was bedeutet das beispielsweise für das Erlernen eines Buchstabens? Viele Pädagogen schwören auf den „Buchstabentag“, an dem man lernt, einen Buchstaben in verschiedenen Farben nachzuziehen, ihn mit Glasperlen zu legen, ihn vielleicht auf einem Seil nachzugehen bis hin zu einem Buchstabenpuzzle oder einer Buchstabengeschichte. In Österreich schleppt mancher Montessori-Anhänger eine Kiste mit Vogelsand in den Klassenraum. In den Sand sollen die Schüler Buchstaben zeichnen, die sich ertasten und erleben lassen. Montessori nutzte dafür einen speziellen, fein rieselnden Sand, doch den können die meisten Schulen in Österreich sich

Kapitel 1

nicht für alle 1. Klassen leisten. Maria Montessori lebte vor mehr als 100 Jahren. Heute üben viele Kinder lieber am Tablet das Buchstabenschreiben. Ich bewundere den Einsatz aller Kollegen, die den Unterricht auflockern wollen, vielleicht sogar noch mit süßem Backwerk in Buchstabenform, das in nächtlichem Eifer im heimischen Backofen entsteht. All diese gut gemeinten Versuche lassen aber etwas Wesentliches außer Acht: Voraussetzung der für das Schreiben nötigen Feinmotorik ist, dass man seinen Körper kennt und weiß, wie man seine Hand steuert.

Meine Schüler in der Dorfschule konnten jede Menge motorische Erfahrungen sammeln, die den Kindern im Schöneberger Kiez fehlten: beim Toben auf der Wiese, dem Hinaufklettern auf den Traktor, dem Herumflitzen mit dem Fahrrad oder einfach dem Springen in Pfützen. All das trägt später in der Grundschule dazu bei, Bewegungsabläufe schneller zu automatisieren, und hilft dabei, sich selbst in der persönlichen Umgebung besser erleben und einschätzen zu können.

Fehlen diese Voraussetzungen, dann muss die Körpergeschicklichkeit im ersten und zweiten Schuljahr mühsam eingeübt werden, mit psychomotorischen Trainingsstunden. In Berlin stieß das auf heftigen Widerstand der Eltern. Ich musste dort in meinen ersten Jahren als Schulleiterin förmlich um ihre Einwilligung dazu kämpfen, dass ihr Kind an Förderstunden teilnehmen durfte, in denen es grobmotorische Erfahrungen sammeln konnte. Wir hatten das Glück, einen Hortraum für diese Förderstunden herrichten zu können. Vormittags stellten wir dort Klettergeräte und Bewegungsmaterial auf. So konnten die Kinder ihr Geschick zum Beispiel beim Rollbrettfahren erproben oder im Ballbecken herumtoben. Wir boten Bewegungsspiele zu passender Musik an, was den Spaß bei den Aktivitäten sichtlich steigerte. Das Problem war nur: Diese Art des Tobens oder Sich-Erfahrens bezeichnete der Berliner Senat als Psychomotoriktraining. Für unwissende oder unerfahrene, mit der deutschen Sprache oft weniger vertraute Eltern mit Migrationshintergrund klang das wie Nachhilfe für dumme Kinder. Wie soll sich ein

Aus den Höhen der Bergidylle...

arabischer Vater jemals damit abfinden, dass sein kleiner Stammhalter an einer Einzel- oder Gruppenstunde teilnehmen soll, die mit der Krankenkasse abgerechnet wird? Hatte ihm doch sein Arabisch sprechender Arzt erst vor Kurzem mitgeteilt, dass sein Sohn gesund und kräftig sei und später gute Geschäfte machen werde. Versuchen Sie dann als Schulleiterin einmal, dem Vater die Vorteile dieser unterstützenden Maßnahme für sein Kind zu erklären!

Was eigentlich selbstverständlich sein sollte, nämlich Informationsabende mit Dolmetschern abzuhalten, scheiterte an der Personalknappheit. So blieb es wieder an mir hängen, Elternbriefe zu verfassen und diese übersetzen zu lassen, in der Gewissheit, dass sie in den meisten Fällen sowieso nicht gelesen wurden oder so lange in der Schultasche steckten, bis sie zu Altpapier wurden. Folglich nahm an unseren Informationsabenden, die eigentlich das Bezirksamt – der Schulträger – hätte organisieren müssen, nicht einmal eine Handvoll Eltern teil. Mit ihnen kämpften wir Pädagogen für eine im Prinzip sehr positive Maßnahme, die ein Selbstläufer hätte sein können. Auf Verständnis stießen wir nur in wenigen Einzelfällen. Psychomotorisches Training wurde nach wie vor als Hilfe für kranke Kinder missverstanden.

Im Flyer des Gesundheitsamtes von Tempelhof-Schöneberg, dem Verwaltungsbezirk meiner Schule, heißt es: „Psychomotorik verbindet das Geistig-Seelische (Psyche) mit dem Körperlich-Motorischen (Motorik). Sie ist ein ganzheitliches Konzept zur Entwicklungsförderung der Kinder.“⁴ Das Bezirksamt stellte eine Spezialistin zur Verfügung. Zusätzlich schickte ich interessierte Kollegen zu Fortbildungen, um dauerhaft eine Bewegungsbaustelle⁵ in der Schule einrichten und sie den Schülern permanent zur Verfügung stellen zu können. Eigens angefertigte, schön gestaltete Holzbaulemente konnten zu einer Bewegungslandschaft mit Balken und Treppen zusammgebaut werden, die den Kindern half, ihren Gleichgewichts- und Wahrnehmungssinn zu verbessern. Darüber hinaus lernten sie, sich besser zu konzentrieren, verbesserten ihre Ausdauer und begannen, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen, was wieder-

Kapitel 1

um zu einer Steigerung ihrer Sozialkompetenzen führte. Nebenbei verbesserte sich die schulische Leistung.

Versuchen Sie es doch einfach einmal selbst und lösen Sie eine zweistellige Multiplikationsaufgabe, während Sie gleichzeitig über einen Balken balancieren! „Hand bewegt Kopf“ hieß das zur Zeit meines Fortgehens aus Österreich in Linz eingeführte Programm. Allein der Name ließ Eltern nicht fürchten, ihr Kind sei psychisch krank oder hätte eine Bewegungsstörung. Den Landwirten unter den Eltern, die tagtägliche harte Arbeit gewohnt waren, leuchtete sofort ein, dass körperliche Fitness, Beweglichkeit, Schnelligkeit und Kraft notwendig sind, um im Leben voranzukommen, um das Heu einzubringen, die Tiere zu versorgen und letztlich auch die Finanzen eines Betriebes kontrollieren zu können.

Eine bewegte Schule will die Kinder von den Stühlen reißen, macht Schulräume zu Bewegungsräumen. Sie bietet Spielpausen, in denen sich die Kinder nicht um einen Schaukelplatz prügeln oder resigniert am Rande des Fußballfeldes sitzend ihr Pausenbrot kauen, sondern verschiedene Spielgeräte ausprobieren können (man google dazu einmal das fantastische Angebot des Landes Berlin unter dem Stichwort Spieletonnen). Die Materialien animieren zu vielfältigen Gruppenspielen. Hierauf gründet ein gezielter, abwechslungsreicher Sport- und Bewegungsunterricht. Dazu kooperiert man mit regionalen Partnern wie Sportvereinen, die körperliche Aktivität außerhalb des Unterrichts ermöglichen. Natürlich sind auch Wettkämpfe oder Spiel- und Sportfeste als Bewegungsangebot für eine Lernentwicklung nicht zu vernachlässigen. Egal ob in einer Dorfschule in Oberösterreich mit knapp 50 Schülern oder in einer Schule in der Großstadt Berlin mit mehreren Hundert Kindern: Bewegung beeinflusst die physische, psychische, kognitive, emotionale und soziale Entwicklung des Kindes positiv. Ich spreche hier bewusst nicht von einem pädagogischen Konzept, sondern von einem pädagogischen Grundverständnis, Kinder vom eigenen Tun zur Abstraktion, auf die sogenannte symbolische Ebene, zu bringen. Lassen wir unsere Kinder doch mit den Fingern zählen, wenn diese ihre von Geburt an

Aus den Höhen der Bergidylle...

gegebene „Rechenmaschine“ benötigen, und zwingen wir sie nicht zum Kopfrechnen, wenn dieser dafür noch nicht bereit ist! Ich habe mich nie auf die Diskussion eingelassen, ob der Bewegungsmangel die Ursache für Aufmerksamkeitsdefizite (ADHS), Hyperaktivität oder aggressives Verhalten ist. Die Erfahrung lehrte mich immer wieder, dass Kinder lernen wollen, wissbegierig sind und wir es nur schaffen müssen, diesen Erkenntnisdrang zu befriedigen. Tun wir es gemeinsam mit den Schülern, forschen wir, singen wir und haben wir vor allem gemeinsam Spaß! Kein Kind wird jemals böse oder verärgert sein, wenn es ein bisschen mehr gefordert wird. Es wird vielleicht stöhnen, am Bleistift kauen, angestrengt in die Ferne schauen – aber dann mit erhobenem Kopf das Ergebnis präsentieren, zu dem es gekommen ist.

Ich bin immer wieder fasziniert, wie stolz Schüler sind, wenn ihnen mit einem Tintenroller ihre ersten Buchstaben und Wörter gelingen. Mit ganzem körperlichem Einsatz, gerunzelter Stirn, oftmals auch herausgestreckter Zunge, wird der Buchstabe geschrieben oder besser anfangs eher „gemalt“. Man sieht es den angestregten Gesichtern an, dass das, was die Finger hierbei tun, direkt in den Kopf geht. Unter höchster Konzentration wird die richtige Schreibweise von Buchstaben und Zahlen gelernt. Hier erfahren die Kinder auch das erste Mal, dass beim Schreiben wenig Platz für kreative Freiräume bleibt und sowohl Schreibrichtung als auch Form und Lineatur eingehalten werden müssen, damit das Geschriebene für andere lesbar wird. Deswegen halte ich es beinahe für pädagogischen „Klamauk“, wenn man Kinder, die sich bereits in dieser Schreibphase befinden, noch dazu nötigt, Buchstaben mit dem Finger in einer Sandwanne zu schreiben, so gut gemeint die Idee auch sein mag.

In Oberösterreich war ich in der glücklichen Lage, Kinder vorzufinden, die körperlich trainiert waren und darauf brannten zu lernen, um endlich aus dem Makel des Kleinen, Unwissenden heraustreten zu können und den älteren Geschwistern ebenbürtig zu sein. Das Schreiben mit dem Bleistift und dann mit dem Füller war ein Riesenschritt dorthin und galt beinahe als Krönung – wurde man dadurch

Kapitel 1

doch einer von den Großen, die schreiben und lesen konnten. Um den pädagogischen Arbeitsalltag aufzulockern und interessanter zu gestalten und um die Kinder weiterhin zu fordern und ihnen Anreize zu geben, ließ ich mir einiges einfallen: Wir schrieben zum Beispiel ein Kinderbuch und gewannen einen Preis bei einem internationalen Schreibwettbewerb. Und wir organisierten eine Gedichtvernissage, bei der die Schüler selbst geschriebene Gedichte optisch ansprechend präsentierten und vorlasen sowie Radiointerviews dazu gaben.

Wir häkelten die längste Schnur der Welt, um daraus Hunderte Teppiche weben zu lassen, diese zu verkaufen und mit dem Erlös den Schmetterlingskindern zu helfen. Das sind Kinder, deren Haut so dünn ist, dass sie permanent reißt. Monatelang haben die Schüler einer 4. Klasse gehäkelt, insgesamt eine über 80 Kilometer lange Schnur. Dieses Rekordprojekt stand unter dem Motto „Kinder helfen Kindern“. Mehr lebensnahes Lernen in Zusammenarbeit mit den verschiedensten Kooperationspartnern an unterschiedlichen Lernorten ist kaum möglich! Politiker unterstützten das Projekt, und so gelang es, die offizielle Eintragung in das Guinnessbuch der Rekorde im Januar 2007 am Rande einer internationalen Veranstaltung – des Hahnenkamm-Skiweltcuprennens in Kitzbühel – einem großen Publikum zu präsentieren. Diese 15-minütige Präsentation war eine tolle Möglichkeit, unsere karitative Arbeit zur besten Sendezeit einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen – ein einzigartiges Erlebnis, von dem die Schüler auch noch ihren Enkelkindern berichten werden.

Ganz nebenbei erwarben die Kinder bei diesem Projekt zusätzliche Sprachkompetenz – ein heutzutage höchst populärer Begriff. Es ging dabei jedoch nicht um Sprachbildung im Zusammenhang mit Migration und dem damit verbundenen Erlernen der jeweiligen Landessprache, sondern vielmehr um den Gebrauch der Bildungssprache im Alltag, in der Erwachsenenwelt. Das Gelernte und Geübte konnte angewandt werden; Schreiben und Lesen waren keine simplen Unterrichtsfächer mehr, sondern notwendig, um sich mit Erwachsenen verständigen zu können, um das Ziel zu erreichen, eine

Aus den Höhen der Bergidylle...

möglichst hohe Spendensumme einzunehmen. Oder im anderen Fall ein Buch zu schreiben, das spannend genug war, um Leser zu finden.

Auch wenn ich gemeinsam mit den Kindern viele tolle Sachen umsetzen konnte und mein Arbeitstag durch die Organisation dieser Projekte mehr als ausgefüllt war, half mir das in meiner beruflichen Entwicklung bestenfalls als Erfahrung weiter. Wollte ich mich auf eine Leitungsposition bewerben, kam es auf meine beruflichen Vorerfahrungen aber nicht wesentlich an. Es schien nicht wichtig, dass ich einen Schulbetrieb organisieren konnte. Führungskompetenz, Ziel- und Ergebnisorientierung sowie Entscheidungsfähigkeit oder Innovationskraft fielen nicht ins Gewicht. Dass ich enorm belastbar war, musste dem Landesschulrat zumindest aus der medialen Berichterstattung und wegen der vielen gemeisterten Projekte bekannt gewesen sein.

Wesentlich bei einem Schulleiterauswahlverfahren in Österreich sind bestimmte formale Voraussetzungen. Dienstalter zählt da mehr als Können. Und da konnte ich nicht so viel vorweisen wie ein alteingesessener, wahrscheinlich seit seinem 24. Lebensjahr unterrichtender Mitkandidat.

2008 kam es mir nach verweigerter Beförderung gelegen, dass mein Dienstgeber ein Stipendium für eine Fortbildung in Berlin anbot. Ich konnte in einem Ergänzungsstudiengang den European Master in Intercultural Education an der Freien Universität Berlin absolvieren. Dieser postgraduale europäische Studiengang ermöglichte mir, einen akademischen Grad zu erwerben, der in Österreich Voraussetzung für einen Führungsposten ist. Für mich war das die Chance, endlich einmal über den Tellerrand zu schauen. Ich wollte aus dem homogenen Dorfleben heraus und meine interkulturelle Sensibilität schärfen. In meiner Dorfschule war ich weit entfernt von multikulturellen Klassenzimmern. Dennoch war ich stets bemüht, den Schülern den Umgang mit Fremdheit, mit einer anderen, meist für sie neuen Kultur eines ausländischen Klassenkameraden zu erleichtern. Durch die sich langsam verändernde politische Lage und den Zuzug von immer mehr Flüchtlingen wurde es wichtig, sich darin fortzubilden. Ich wollte

Kapitel 1

mehr darüber erfahren, wie Kulturen gleichberechtigt nebeneinander bestehen und ein wechselseitiger Lernprozess stattfinden kann. Bei meinen Schülern wollte ich Vorurteile in Bezug auf andere Lebensweisen abbauen und das Bewusstsein für deren kulturelle Identität fördern. Dies gelingt, indem man sich mit anderen Kulturen beschäftigt. Ich war neugierig darauf, Möglichkeiten zu finden, Kinder für verschiedene Sprachen zu sensibilisieren. Kinder ohne Kenntnisse der Sprache des Gastlandes wollte ich dabei unterstützen, sich auf angemessenem Niveau zu verständigen, damit sie in der neuen Heimat bessere Chancen hatten.

Wie schnell und intensiv die globalen politischen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und ökologischen Entwicklungen der darauffolgenden Jahre sich in meinem Berufsalltag widerspiegeln würden, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Bei meinem Weg vom Bergdorf nach Berlin kam ich in Kontakt mit unzähligen Menschen und Kulturen, mit unterschiedlichsten Weltbildern, Lebensformen und Gewohnheiten, die bei mir viele Fragen aufwarfen. Mir wurde bewusst, dass gerade in dieser Situation Bildung und Schule eine entscheidende Rolle zukommt: Die Schule vermittelt nämlich neben der Familie grundlegende Kenntnisse und Fähigkeiten und ermöglicht den Menschen, über Grenzen hinweg zu kommunizieren und gleichberechtigt miteinander zu leben. Im Nachhinein gesehen war dieser europäische Ergänzungsstudiengang ein wichtiger Schritt, um meinem Bildungsauftrag in Berlin gerecht zu werden.

2009 war natürlich noch nicht absehbar, dass auch Österreich nach 2015 bis in die friedlichsten Bergdörfer hinauf von Flüchtlingen besiedelt werden und interkulturelle Kompetenz sich in allen europäischen Ländern zu einer der wichtigsten sozialen Qualifikationen entwickeln würde. Die Berliner hatten aufgrund ihrer Metropolsituation und der Tatsache, dass sie das einzige Bundesland in Deutschland waren, in dem „Ossis“ und „Wessis“ gleichermaßen zu Hause waren, einen riesigen Vorsprung dabei, ein Problembewusstsein für das gedeihliche Zusammenleben von Menschen zu entwickeln, die aus verschiedenen Kulturen kommen. So dachte ich jedenfalls.

ERSTER

KULTURSCHOCK

EIN HUND UND zwei Katzen in einem vollgepackten Auto waren meine Gefährten, als ich im Februar 2009 in Berlin ankam. Heidi aus den Bergen im Moloch – es sollte ein Abenteuer werden, über dessen Ausmaße ich keinerlei Vorstellung hatte. Ich bin keine Hinterwäldlerin, bewege mich gerne in Metropolen. Aber bis dato halt nur für ein paar Tage. Nun wollte ich in der Großstadt sesshaft werden. Das fiel mir nicht leicht. Dem schicken Charme der mit 180 Quadratmetern riesigen Altbauwohnung meines damaligen Freundes konnte ich trotz Berliner Zimmers, zweier Balkone und eines Aufzugs direkt vor der Wohnungstür wenig abgewinnen. Die Stadt roch auch im gutbürgerlichen Bezirk Charlottenburg nach Betriebsamkeit, Stress, Hektik. Der kalte Nebel lähmte meinen Drang nach Bewegung im Freien, trotz der Nähe des Parks rund um das Schloss Charlottenburg. Ich wagte mich kaum hinaus in die neue Umgebung, die mir wie ein Dschungel vorkam. Zu Recht, wie sich gleich am zweiten Morgen erwies. Ich fand mein Auto mit einer eingeschlagenen Seitenscheibe vor. Willkommen in Berlin!

Diese Stadt atmete anders als meine gewohnte Dorfidylle in der klaren Bergluft. Sie hyperventilierte. Atemberaubend war die Geschwindigkeit, mit der ich lernen musste, wie sich kriminelle Energie brutal durchsetzt. Und wie hilflos man sich ihr ausgeliefert fühlt. Mein Freund und ich zogen nach zwei Jahren in den benachbarten Landkreis Potsdam-Mittelmark in ein nettes Einfamilienhäuschen

Kapitel 2

mit geräumigem Garten. Was mich in Berlin so schockierte und ängstigte, waren die Brutalität des Alltags, das raue Miteinander der Menschen, der unaufhaltsame Verkehr, die lauten Geräusche, die Rastlosigkeit. Und es waren die täglichen Schauspiele der Armut, die mich erstarren ließen und mir die Kehle zuschnürten. Drogensüchtige oder volltrunkene Männer und manches Mal auch Frauen, die mich frühmorgens oder am Ende eines langen Arbeitstages immer wieder aufs Neue erschreckten, selbst als ich schon in Brandenburg wohnte und lediglich den Regionalzug erreichen wollte. Wilde Hunde, Tierquälerei, bettelnde Mütter mit schreienden Säuglingen – ich wollte wegschauen, konnte es aber nicht. Oft brauchte ich Tage, um die Bilder aus dem Kopf zu verbannen. Und ich spreche nicht von Übergriffen oder Tätlichkeiten, sondern vom Alltagsbild Berlins im öffentlichen Verkehr, das sehr befremdlich auf einen wirkt, wenn man es nicht von Kindheit an gewöhnt ist. Es bedurfte einer geraumen Zeit, sich an diese Bilder zu gewöhnen: Dreck auf den Gehwegen und am Straßenrand, zerschlagene Bierflaschen, Essensreste, überfüllte Müll-eimer, Kondome, Erbrochenes – all die Spuren unruhiger Nächte einer Großstadt. Einer Stadt, die ihr Regierender Bürgermeister zur Partymetropole stilisieren wollte.

Viele meiner Freunde und Ex-Kollegen beneideten mich, weil sie ebenfalls gerne in der bunten, schrillen Welt voller Vergnügen und kulturellem Überangebot leben wollten, das Shoppingparadies genießen, die Stadt, in der Läden, Restaurants und Bars täglich bis in die frühen Morgenstunden geöffnet sind. Ja, dieses Berlin gab es natürlich auch, genauso wie die Villenbezirke mit den Jachten auf der Havel und am Wannsee; gepanzerte Limousinen hochrangiger Regierungsmitglieder oder Ferraris und Porsches, die auf dem Ku'damm neben meinem Gebrauchtwagen an der roten Ampel hielten; die Feinkostabteilung im Dachgeschoss des berühmten Kaufhauses KaDeWe, kurz gesagt: die Welt der Reichen und Schönen, der VIPs, der internationalen Preisverleihungen und spektakulären Großveranstaltungen. Diese Seite der Stadt konnte ich leider viel zu selten genießen, war ich doch mit meinem Arbeitstag vollends ausgelastet. Ich verstehe